

Bewegte Bahnen.

Von Mrs. Mary Holmes.

(L. Fortsetzung.)

„Erlaube mir, Dir zu Deinem Erfolge zu gratulieren, Walter.“ Es hätte dieser Worte nicht einmal bedurft, um Walter die Gewissheit zu geben, daß er sich dorthin nicht getrennt, daß der Fremde sein Vetter William Bellenger sei.

William Bellenger hatte alle Vorzüge und Vortheile einer großstädtischen Erziehung genossen. In vollem Lurus aufgewachsen, ohne sich je eine Entfaltung aufzulegen zu müssen, war aus ihm ein rechter Lebemann geworden mit dem Anpruche, daß alles seinen Wünschen gehorchen müsse. Den ersten Widerstand fand er, als seine Mittel nicht mehr reichten, die den gesteigerten Bedürfnissen entsprechenden Ausgaben zu decken, und auch der Vater die Zuschüsse dem verzärtelten Sohne versagen mußte. William war in das heirathsfähige Alter eingetreten; seinem Vater war es nicht unangenehm, daß er sich nach einer reichen Erbin umgah. Der Wunsch der Großmutter Jessies, ihre Enkelin mit William Bellenger vermählt zu sehen, war dem jungen Manne nicht unbedenklich geblieben. Auch wußte er, daß Mr. Graham, der Vater Jessies, ein reicher Banquier in New York, ein unermeßliches Vermögen besaß, das einstens der Tochter als Erbe anheim fiel.

Bevor William nach New Haven gekommen war, hatte er zuerst in New York im Hause von Jessies Großmutter, Mrs. Bartons, vorgeschrieben, um sich nach der jungen Dame zu erkundigen.

Von Mrs. Bartons erfuhr er, daß Jessie in Deerwood sei, wahrscheinlich aber in den nächsten Tagen nach New Haven gehen werde, wo ein Schilling Mr. Grahams promoviren sollte. Sofort reiste William nach New Haven, durchforstete die Fremdenbücher aller Hotels und inspizierte die Geschäfte der Fremden, bis er sich endlich überzeugen mußte, daß Jessie gar nicht in der Stadt sei. Da er sich beschloß, er seinen Cousin aufzusuchen, um von ihm ihren Aufenthaltsort zu erfahren.

William trug bei der Begegnung mit Walter eine Herzlichkeit und Freundlichkeit zur Schau, von welcher sein Inneres nichts wußte. Ohne sich recht klar darüber zu sein, warum, erblickte er in Walter einen Nebenbuhler. Er vermochte die Furcht nicht los zu werden, sein Cousin möchte nicht bloß hoch in der Gunst Mr. Grahams, sondern auch in der seiner Tochter Jessie stehen.

Auf diese nun suchte William, als er Walter und dem alten Marshall ins Hotel gefolgt war, möglichst unbedenklich das Gespräch zu bringen. Nachdem er zunächst Mr. Grahams erwähnt, fuhr er scheinbar gleichgültig fort:

„Rebenbei, Walter, seine Tochter Jessie ist wohl in Deerwood, nicht wahr?“

„Ja wohl,“ erwiderte Walter kurz. „Schon seit langen Jahren!“

William that erkrankt:

„Dann wundere ich mich, daß Jessie heute nicht hier ist. Wenn Ihr so lange zusammengelebt habt, muß sie doch ein schmerzliches Interesse an Dir nehmen.“

„Ich erwarte sie auch; ebenso meine Cousine,“ erwiderte Walter. „Aber nie ist von meinem Großvater höre, ist Ellen krank und unfähig zu reisen, und Jessie wollte sie nicht verlassen.“

„Da scheint sie ja ihren Landfreunden sehr zugewandt zu sein,“ entgegnete William jähzornig, so daß Walter ihm etwas erregt antwortete:

„Gewiß, sie liebt uns alle sehr. Aber ihre Liebe ist sie auch wie meine Schwester. Und eine Schwester ist sie mir in der That gewesen, ebenso wie Mr. Graham mir ein zweiter Vater war. Ihm schwebte ich alles.“

„Doch nicht Deine Ausbildung?“ unterbrach William ihn.

Walter zögerte mit der Antwort; da antwortete Mr. Marshall für ihn: „Ja, Mr. Graham hat das Geld für seine Erziehung hergegeben, und ich segne ihn alle Tage meines Lebens für seine Wohlthat.“

„Gewiß, Mr. Graham ist sehr freigebig,“ erwiderte William so geringfügig, daß Walter das Blut in die Wangen flog. „Wirst Du jetzt sofort nach Hause reisen?“ fuhr William fort.

„Mein Großvater wünscht nach Massachusetts zu reisen, wo er seine Frau kennen gelernt hat, und weil ich ihm versprochen habe, ihm dorthin zu begleiten, so werde ich nicht vor Ablauf einer Woche nach Deerwood zurückkehren.“

Augenblicklich bestanden sich Williams Züge auf:

„Dann gestalte mir, der Ueberbringer Deiner Grüße zu sein,“ sagte er rasch, „denn da ich Mr. Graham wiedersehen möchte, so werde ich von hier aus nach Deerwood reisen.“ William bemerkte nun, daß es Zeit

zum Aufbruch sei. Der Abschied zwischen den jungen Leuten war kühl, und auch der alte Marshall vermochte nicht, einen Widerwillen gegen den jungen Menschen zu unterdrücken.

Walter ward von der Abnung erfüllt, daß William Bellenger seinen Fuß noch einmal durchkreuzen werde, und er ging leicht erregt im Zimmer auf und ab. Ueber seine Gefühle für Jessie war er sich noch gar nicht klar geworden; nur in dem Augenblicke, als ein anderer sich ihr nähern wollte, durchdrachte es ihn. Der Gedanke, daß er zu Jessie einmal in ein anderes Verhältnis treten könne, als das zu einer Schwester und Freundin, war ihm noch nie aufgefallen. Jessie war sein Ideal, zu welchem er aufstrebte; sie stand ihm hoch, er liebte und verehrte sie. Das aber empfand er in diesem Augenblicke zum erstenmal, daß er das Glück, dies thun zu dürfen und diese Gefühle erwidert zu sehen, mit keinem andern theilen möchte.

Viertes Kapitel.

Jessie und Ellen.

Es war ein herrlicher Nachmittag, sein Wöllchen trübte das reine Blau des Himmels. Von dem alten Farmhause Marshall zum Walde zog sich eine lange, gewundene Fichtenallee, deren dicht zusammenstehende Bäume kaum einem Sonnenstrahl Durchgang gewährten.

Ungefähr am Ende der Allee stand eine rothgeputzte Bank, ein Meisterwerk Walters, der Jessies Lieblingsplatzchen zu einer bequemeren Ruhestätte hatte umgestalten wollen. Hier saßen Jessie und Ellen.

„Acht Jahre hatten die beiden kleinen Mädchen zu lieblichen Jungfrauen heranwachsen lassen, jede von ihnen in ihrer Weise schön. — Jessie brünett und Ellen eine Blondine.“

Fünf Jahre hatte Jessie in Deerwood zugebracht, dann aber war sie auf den Wunsch ihres Vaters einem vornehmen Pensionat übergeben worden. Aber weder alle gesellschaftlichen Formen, noch der Schatz von Wissen, den sie aus der Pension mit hinausnahm, waren inlande, sie ihr ländliches Heim vergessen zu lassen; und als Mr. Graham, den seine Geschäfte zu einer längeren Reise zwangen, ihr freigestellte, nach Newport ins Seebad oder nach Deerwood zu gehen, wählte sie ohne Zögern den letzteren Ort. Ihre Großmutter hatte sich zwar dieser Wahl widersetzt, sie doch in jenem städtischen Stöße der Umgang Jessies mit den Landfreunden von Deerwood mißfiel, sei es, daß sie auf den Besuch des Seebades nicht gern verzichtete, den sie nun ohne die Begleitung ihrer Enkelin nicht wohl unternehmen konnte. Aber alle Gründe, welche die Großmutter gegen Jessies Reise nach Deerwood ins Feld führte, vermochten den Entschluß ihrer Enkelin nicht zu ändern; diese verlangte es, ihre alten Freunde wiederzusehen.

Jessie liebte Ellen Homland zärtlich, Walter betrachtete sie als ihren Bruder. Mit demselben schweherlichen Stöße, mit welchem sie keine Studien verfolgte, sah sie auch der Zeit entgegen, wann er in das Haus ihres Vaters eintreten würde; denn so war es beschlossen, daß er gleich nach Beendigung seiner Studien sich dem Geschäft Mr. Grahams widmen sollte.

Auch an diesem Nachmittag sprach sie mit Ellen davon, wie sehr sie sich auf den kommenden Winter freue, wenn Walter in der Stadt sein werde. Jessie verlangte zu wissen, ob der „neue Doktor“ in diesem Augenblicke wohl wünsche, bei ihnen unter den Bäumen, an diesem ihm so vertrauten Orte zu sein.

„Das glaube ich schon,“ meinte Ellen, „denn daß er sich nach dem Stadtleben lehnt, möchte ich bezweifeln.“ Walter liebte, wie ich, seine heimathlichen Berge, ihre Ruhe und ihre Freize.

„Ja, dann wird er auch bald kommen,“ rief Jessie aus; in demselben Moment aber ließ sie auch einen lauten Schrei aus.

Das Gedächtnis zur Seite bog sich aufeinander und vor den entzückt aufspringenden Mädchen stand ein Herr. Es war William Bellenger. Derselbe war am Nachmittag in Deerwood angekommen und dann zu dem ihm wohlbekanntesten Farmhause gegangen; hier hatte er die Tante Debbi allein angetroffen. Die alte Dame freute sich der guten Nachrichten, welche William von Walter brachte, und als endlich William ungeduldig nach Jessie fragte, bemerkte Tante Debbi, die jungen Mädchen seien in den Wald hinausgegangen. William ließ sich die Richtung, welche die Mädchen eingenommen hatten, an und schritt mit leichtem Schritte davon.

Was konnte Jessie nur so an Deerwood fesseln? so sann er auf dem Wege fortwährend nach, da erblickte er in der Ferne das Schimmern eines weißen Kleides, und weil er nun recht unmerklich sich den Mädchen nähern

und diese übersehen wollte, bog er um die Ecke ab.

Er schlich der Stelle, wo die Mädchen saßen, näher und wurde Zeuge des Gesprächs, welches sie über Walter pflogen; er schaute demselben aber nicht volle Beachtung, da er seine Blicke von Ellen nicht abzuwenden vermochte.

Als er nun so plötzlich vor den jungen Mädchen stand, war es Jessie, welche sich zunächst von ihrem Schrecken erhob. William entschuldigte sich bei den Mädchen wegen des verurtheilten Sprechens und stellte sich denselben vor. Jessie rief erstaunt „Mr. Bellenger! Woher kommen denn Sie?“

William erzählte kurz, wie er durch Jessies Großmutter den Weg nach New Haven und von dort durch Walter die Spur nach Deerwood gefunden habe und fuhr fort: „Vor einer halben Stunde traf ich ein, und weil ich Sie nicht zu Hause fand, bin ich herausgekommen, freilich ohne zu denken, hier zwei Waldnymphen, anstatt einer zu finden,“ und abermals ruhte sein Blick auf Ellen, die wieder auf die Bank zurückgesunken war und ihre Augen unter seinem Blicke, der sie beängstigte, schließen mußte.

Die kurze Vorstellung war vorüber, und Ellen erhob sich, um wegzugehen, weil sie kalt und müde sei.

„Dann wollen wir auch gehen,“ sagte Jessie, indem sie ihren Hut ergriß.

Ellen aber wehrte ab; sie hatte das Bedürfnis, allein zu sein mit ihren Gedanken.

„Weißt doch und genießt den schönen Nachmittag; ich finde den Weg schon allein.“

Und als wollte sie jeder Einrede zuvorkommen, eilte Ellen flüchtigen Schrittes davon.

William kam es nicht ungelegen, mit Jessie im Walde zurückbleiben zu dürfen. Er gab zunächst seinem Entzücken über das Wiedersehen Ausdruck, was nicht ohne einige verbindliche Schmeicheleien für Jessie herging. Bald aber wußte er das Gespräch auf Walter zu lenken; denn vor allem verlangte ihn zu wissen, ob und welche Gefühle sie für Walter bereits gefaßt hatte. In scheinbar gleichgültigem Tone fuhr er daher fort:

„Ich komme direkt von New Haven, wo ich das Vergnügen hatte, die Doktor-Rebe des Besteludenten zu hören. Es ist jeltam, welches Glück manche Leute haben.“

„Was meinen Sie?“ — fragte Jessie nicht ohne Befremden. „Ich dachte, Walter Marshall würde heute seine Doktor-Rebe halten, welcher beizumohnen ich durch die Krankheit Ellens verhindert wurde.“

„Eben Walter Marshall meine ich. Ist er denn nicht Besteludent? Bezahlt nicht Ihr Vater die Kosten seines Studiums?“ fragte William mit einer Erregung, welche seine Absicht schlecht verhehlte. Jessie erwiderte, die Worte Williams und noch mehr der Ton, in welcher er sie gesprochen, hatte sie tief getränkt, und ihre Stimme zitterte, als sie antwortete:

„Mr. Bellenger, nichts berechtigt Sie, von Walter Marshall in einem so wegworfenden Tone zu reden. Wenn mein Vater ihm die Mittel zu seinem Studium als Darlehen vorstreckte, so trug er nur den kleinsten Theil der Dankeschuld gegen den ab, welcher seiner Tochter das Leben gretete.“

William bemerkte mit doppeltem Mißbehagen, daß er sich zu weit vorgewagt hatte; er stammelte einige Entschuldigungen und suchte seine Verlegenheit dadurch zu verbergen, daß er sich nach dem von Jessie angebotenen Vorgange erkundigte, von dem er ja noch gar nichts wußte. Jessie schüttelte die aufsperrende That Walters mit so vieler Wärme, daß William nicht vorborgen bleiben konnte, was in dem Herzen des Mädchens, wenn ihm selbst auch noch unbekannt, leimte. Nun mußte William von Walters Doktor-Rebe erzählen, welche er, um den ungünstigen Eindruck, den vorhin möglichst zu verwischen, nach Vorfällen lobte. „Indes,“ so schaltete er ein, „hörte ich Umstehende davon reden, daß nicht alles, was der junge Promovendus ausgefaßt, sein Eigenthum sei; manches habe bekannt geungen.“

Diese Mittheilung hatte den Vorzug, wahr zu sein, denn in der That waren in der Corona ähnliche Bemerkungen gefallen. Derselben verstand auch ihren Zweck nicht ganz; denn Jessie hatte nichts so sehr als Unvorsicht und Trug; in Walter aber war bis bisher das Ideal der Wahrhaftigkeit zu verehren gewohnt.

Walter würde niemals etwas als sein Eigenthum ausgeben, das nicht ihm gehört!“ entgegnete sie erregt. „Das gleicht weder ihm, noch einem andern aus der Familie Marshall.“

William zog die Schultern und fragte geheimnißvoll: „Nennen Sie das Gesicht seines Vaters nicht?“

„Das soll mit seinem Vater sein?“ fragte Jessie erstaunt. „Mir ist nichts Genaues bekannt. Ich weiß nur, daß sich irgend eine unangenehme Erinnerung an seinen Namen knüpft.“

William gewahrte, daß er das Interesse des jungen Mädchens lebhaft erregt und daselbe in eine große Spannung versetzt hatte. Die Gelegenheit schien ihm günstig für seinen Plan. Um die Spannung noch zu erhöhen, antwortete er nicht foglich. Er kannte Jessies Stolz und sagte sich, daß sie den Sohn jedenfalls aufgeben werde, wenn ihr die öffentliche Schande des Vaters bekannt geworden. Erst als sie ihre Frage wiederholte: „Was war es? Was hat Mr. Marshall gethan?“ antwortete er:

„Da Ihr Vater es Ihnen verschwiegen hat, so sollte ich vielleicht auch

nicht mit Ihnen darüber sprechen. Nur so viel will ich sagen, wenn Seth Marshall feier gerichtlich Strafe nicht entflohen wäre, so sähe er heute im Zuchthause.“

Walters Vater in Zuchthaus?“ rief Jessie aus, indem sie bestürzt aufsprang. „Es ist nicht möglich! Warum seine Schuld erwiesen? Und wo weilt er jetzt?“

„Sie zeigen ein größeres Interesse für die Familie Marshall und mehr Theilnahme für den Sohn des Zuchthausers, als ich erwartete,“ entgegnete Bellenger in der Absicht, die Wunden, welche seine Mittheilungen in dem Herzen des jungen Mädchens gerissen, noch zu erweitern. Jessie entging in ihrer Erregung die Absicht, und sie bemerkte mit nachlassender Wärme:

„Ja, ich fühle eine große Theilnahme für Walter und sein Familiengeschick; ich liebe ihn wie meinen Freund und Bruder, und ich beschwöre Sie, Mr. Bellenger, theilen Sie mir mit, was Sie wissen, erzählen Sie!“

Mit erbeudelter Rücksichtnahme antwortete William nach einigem Zögern auf die Bitte Jessies:

„So hören Sie. Walters Vater hat sein junges Weib, die Schwester meines Vaters, geblödet, und selber hat unsere Familie Walter kaum mehr als zu uns gehörig betrachtet. An mir lag das freilich nicht,“ fuhr er fort, „als er das jörnige Aufblühen in Jessies Augen sah und erkannte, daß sie keine verlebende Bemerkung über Walter zu hören wünschte. Aber ich kann es nicht ändern. Meine Familie ist sehr stolz und hält auf Stand und guten Namen, und bei meiner Großmutter ist das ganz besonders der Fall. Als meine Tante den unbekanntem Menschen vom Lande heirathete, war eine Entfremdung nur natürlich, und als noch gar jenes dunkle Verbrechen geschah, wurde das Verhältnis jehomal schlimmer. Es ist ein eigen Ding, wenn sich jemand unter seinem Stande herabsetzt, und die Gefühle meiner Großmutter werden Sie am leichtesten begreifen, wenn Sie sich verwegener Tugten wollen, was Ihr Vater wohl sagen würde, wenn Sie sich etwa — nun ja, mit jenem Walter vermählen würden.“

Er mag persönlich ja ganz gut und edel sein; aber nimmer kann er hoffen, den Flecken von seinem Namen abzuwaschen.“

Dies direkt, berechnete Anspielung Williams ließ Jessie erschauern, was jehomal nicht entging. Allein sie war zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, die Mittheilungen Williams über das Schicksal von Walters Vater hatten ihr Gemüth zu sehr aufgewühlt, als daß sie sich hätte auf seine Antwort einstellen können. Sie hatte das Empfinden eines tiefen Schmerzes, als ob sie etwas zu verlieren und aufzugeben hätte, was bis jetzt Inhalt und Glück ihres Lebens gewesen war. Schlaß betrachtend, rebete William von Walter und seiner Familie nicht weiter und suchte Jessie durch Mittheilungen aus dem Erlebniß seiner europäischen Reise zu unterhalten. Aber so sehr William sich auch bemühte, die Aufmerksamkeit des jungen Mädchens zu fesseln, oder durch Schmeicheleien und Liebenswürdigkeiten sie zu reizen, es wollte ihm nicht so recht gelingen. Jessies Gedanken weiltten anderswo. Und da die Nachmittagstunde schon vorgeschritten war, so schlugen sie, schmeigend emhergehend, den Rückweg über den kleinen Friedhof der Familie Marshall ein. Erst als die beiden sich der Umarmung des traulichen Friedhofes genähert hatten, brach Jessie das Schweigen:

„Ihre Tante, Mr. Bellenger, liegt hier begraben; dort ist das Grab.“

„Begräbt man hier die Toten über der Erde?“ fragte William, und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf die Palten eines blauen Altes, dessen Farbe von dem grünen Gras sich abhob.

„Das ist ja Ellen!“ rief Jessie erschreckt und eilte vorwärts, ihrem Begleiter ein Zeichen gebend, ihr zu folgen.

Jessie beugte sich über Ellen und bemerkte, daß sie eingeschlafen war. Derselbe hatte gleichfalls ihren Weg über den Friedhof genommen, und als sie sich bei dem Grab ihrer Großmutter zum Ausruhen niedergelassen, war sie vom Schlafe übermannt worden und ruhte nun, einem schönen Marmorbilde gleich, zwischen den Gräbern ihrer Angehörigen.

„Ist sie nicht schön?“ fragte Jessie. „Ja, wunderschön!“ antwortete William nicht ohne Bewegung. Er hatte so laut gesprochen, daß die Schläferin erwachte und sich verwirrt aufrichtete.

„Ich war so müde, daß ich mich setzen mußte. Ich habe wohl geschlafen, denn ich träumte, ich sei gestorben, und der Mann, der vorhin bei uns war, habe mir mein Grab gegraben. Wo ist er, Jessie?“

„Ich bin hier,“ sagte William vortretend. „Glauben Sie mir, meine theure Wirthin, lieber möchte ich mein eigenes Grab graben, als das Ihre. Darf ich Ihnen behilflich sein?“ und er bot ihr die Hand.

Ellen war wirklich sehr schwach, und als William sah, wie bleich sie geworden, nöthigte er sie, sich auf seinen Arm zu stützen. Jessie schritt nachdenkend auf dem schmalen Pfade voraus.

Obgleich William beabsichtigte, im Gasthose zu übernachten, so nahm er doch die Einladung zum Abendessen an, und er verstand es, so viel Liebenswürdigkeiten zu erwidern, daß Tante Debbi ihn offen einen „braven Jungen“ nannte, und Mrs. Homland sich heimlich fragte, wie es möglich sei, die

Familie Bellenger stolz und hochmüthig zu nennen. Es war schon spät am Abend, als er das friedliche Heim verließ.

Nicht in lustigem, fröhlichem, oft muthwilligem Gepläuber, wie sonst stets, gingen die beiden jungen Mädchen heute zur Ruhe. Jede war mit ihren Gedanken beschäftigt und diese bewegten sich weit von einander ab.“

Um ersten Male hatte eine einschmeichelnde Männerstimme süß und beströmend an das Ohr Ellens angeschlagen und tief in ihrem Herzen schlummernde Gefühle aufgeweckt. Es war dem unschuldvollen Mädchen so anders wie an vergangenen Tagen, und sie wußte nicht wie. Sie schaute zu dem Sternenhimmel auf, und ihre Gedanken verloren sich in das Unendliche.

Ganz andere Gedanken beschäftigten Jessie. Gestern noch hatte sie in ungetrübtem Glück an Walter gedacht und sich auf seine Heimkehr gefreut, und jetzt lag es wie ein Nebelschleier über ihrem Ideal; es war ihr, als wäre ein kalter Hauch über ihre Herzgebilthe hinweggezogen. Immer aufs neue zogen die Mittheilungen Williams an ihrem geistigen Auge vorüber.

William gefiel es in Deerwood so wohl, daß er eine Woche dort verweilte; täglich unternahm er mit den beiden Mädchen größere Ausflüge und verstand es so einzurichten, daß er bald mit Jessie, bald mit Ellen allein war. Mit einer seltenen Unterhaltungsgabe ausgestattet, wußte er die Damen zu fesseln. Rasch flossen so die Stunden dahin, und William gefiel den Mädchen mit jedem Tage besser. Insbesondere war dies bei Ellen der Fall, bei welcher eine große Veränderung wahrzunehmen war. Nie zuvor hatte sie so glücklich, so fröhlich, so lebensmuthig ausgefallen, wie gerade jetzt, und Tante Debbi meinte, die Ausflüge mit Mr. Bellenger wären eine Medizin für sie. William fühlte sich zu Ellen felsam hingezogen. Wäre sie so reich wie lebenswürdig gewesen, er würde sie sofort gebeten haben, die Seine zu werden. Jedoch seine Braut mußte eine „Erbin“ sein, und er wußte deshalb genau, daß Ellen ihm nicht mehr als eine Freundin werden könne. Trotzdem ließ er von seinem Beginnen nicht ab, bis sie endlich nur das sah, was er sah, — nur das hörte, was er sprach.

„Wir werden uns wohl nicht wiedersehen,“ sagte er, als er am Abend vor seiner Abreise allein mit Ellen im Garten prominierte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Arbeiterinnenkleid.

Gegen die ungesunde Sitte des Corsetts lämpfen die Aerzte seit Jahren vergebens. Nun hat das Reformkleid unter den Frauen viele Anhängerinnen gefunden. In der soeben erschienenen Nummer der Zeitschrift Die neue Frauenrecht wird von einer Vorkämpferin der Reformbewegung unter sucht, warum die Arbeiterinnen an der alten Tracht festhalten.

Sie führt aus: Ehe wir uns der Betrachtung widmen, wie das Arbeiterinnenkleid eigentlich beschaffen sein soll, warum es anderen Besorgungen unterworfen ist, als das Reformkleid in seiner jetzigen Gestalt, wollen wir einige Einwände prüfen, denen man öfter begegnet, wenn das Thema „Arbeiterin — Reformkleid“ angeschlagen wird.

Da wird von einer Seite daran ge zweifelt, daß die Arbeiterin überhaupt ein Corset trägt. Diese optimistische Ansicht würde durch eine Rundfrage z. B. in Fabriken und bei den Aerzten sofort zerstört werden. Tragen die Dienstmädchen bei ihrer gewöhnlichen Arbeit etwa kein Corset? Eine andere Behauptung geht dahin, daß für die Landarbeiterin eine Aenderung der Kleidung ganz überflüssig sei, denn eine Landfrau trägt kein Corset und seine enge Taille, sondern Rod und Jacke, und das wäre doch der bequemste Anzug, den man sich denken könne. Gemacht! Ganz abgesehen davon, daß man hier und da erfährt, der Marterpantzer feiere auch im Kuhstall schon Triumphe, ist die aus Röden und Jacke bestehende ländliche Tracht keineswegs einwandfrei. Die Rodbunde werden so fest um den Leib gelegt, daß der tiefe Einschnitt jedem auffallen muß, und die Menge der übereinander gezogenen Röde, die ja auf dem Lande typischer sind, läßt sich mit unferen Grundrissen auch nicht in Einklang bringen. Nach ärztlichen Ausfagen entstehen die berüchtigten Schmeldebren durch das Einschneiden der Rodbunde noch häufiger als durch das Corset.

In manchen Gegenden gehören aber zu den oft so malerisch wirkenden weiblichen Volkstrachten Mieder, welche in ihrer verderblichen Wirkung auf den Körper unferen „Hilfen“ Corsetts nicht nachstehen. Ein dritter, am meisten zu beobachtender Einwand gegen eine Reform des Arbeiterinnenkleides ist der, daß die Arbeiterin — besonders auf dem platten Lande — sich sehr schwach oder gar nicht zum Anlegen eines nach modernen Grundrissen gebauten, für ihre besonderen Bedürfnisse besonders entworfenen Anzuges entschließen wird und somit alle Liebenswürdigkeit umsonst sei. Die um das tägliche Brod hart arbeitende Frau hätte so wenig Zeit, sich mit ihrer Kleidung zu befassen, sie sei hygienischen Vorstellungen noch schwerer zugänglich

als andere Frauen, sie hänge noch viel fester an Altem, Hergebrachten, und sie hätte vor allem keine Mittel, die eine Aenderung ihres Kleiderbestandes bedingte. (Sehr richtig!)

Wie soll nun das verbesserte Arbeiterinnenkleid beschaffen sein, das den Ansprüchen, die die verschiedenartigen Berufsarten stellen, gerecht wird? Schon haben einzelne Frauen bankenswerthe Fingerzeige gegeben, die wir befolgen können.

Auguste Tade schreibt: „Der neue Arbeiterinnenanzug für die Fabrikarbeiterin, die Wäsche, das Dienstmädchen u. s. w. muß einfach herzustellen, bequem anzuziehen, leicht waschbar, nett anzusehen, fertig käuflich und billig sein, wenn er diese Kreise erobern soll.“

Louise Es legt das Prinzip des neuen Arbeiterinnenkleides sehr klar und deutlich dar. „... Als Arbeiterkleid für gewisse Zweige weiblicher Beschäftigung würde der lange fallende, selbst bei enganliegendem Pumpen nicht das Praktischste sein. Ich meine die in der Landvirthschaft, in den Gärtnereien, bei Erd- und anderen Bauten, sowie in Fabriken beschäftigten Arbeiterinnen, für die der kürzere oder längere faltige Rod — selbst wenn geschürzt — beim Wenden hinderlich ist, eventuell in den Schmutz hinabhängt, keinen Schutz gegen feuchtes Erzeick, auch nicht gegen Verletzungen durch Dornen, Stoppeln u. s. w. bietet, dagegen in Fabriken und bei Bedienung von Maschinen die Trägerin der Gefahr aussetzt, von Rädern ergriffen, beziehungsweise auch vom Feuer beschädigt zu werden, kurz, mehr ein Hinderniß und eine Gefahr als ein zweckdienliches Schuh bildet. Auf einer Reise durch den Aemtejo sah ich Feld- und Gartenarbeiterinnen mit zwischen den Arien zusammengesteckten Röden arbeiten. „Eine Erinnerung an die Mäuren,“ beschied man mich. Der feinfühligartig herabfallende, an die orientalische Frauentracht erinnernde Rod war so durchaus nicht mehr hinderlich beim Bücken, konnte auch nicht die Fruchtigkeit des Erzeicks oder seinen Staub oder Kleiten oder Gewürm aufnehmen, schützte vielmehr den Unterkörper vor all diesem Ungehack, wie auch besonders vor dem Wind. Derselbe braucht nicht der berüchtigte Nordwestwind des Aemtejo zu sein, von dem man sagt, daß er die Haut abzicht,“ um bei unferer unpraktischen Frauenkleidung (ohne Reformkleid) viel Krankheit zu verursachen. Wird man nicht von jener Reminiscenz an die Mäuren mit der Nase darauf gestochen, was das zweckmäßige, ja vielleicht das einzig richtige für die Draußenarbeiterinnen hinsichtlich der Kleidungsfrage wäre? Sicherlich nicht der zusammengesteckte Rod, der nur kurze Schritte gestattet, und wohl beim Gehen, Haden, Jäten, Kornschneiden, Pflangen u. s. w. sich bewährt, aber schon beim Kornbinden, Aufsätzen, Säubern u. s. w. verfaßt. Sondern das Rodkleid, das etwa durch Gamaschen oder Schulterschleifen zu ergänzen wäre. Ein solcher Arbeiteranzug kann zugleich zweckmäßig, billig und malerisch sein. Und das Auge würde sich bald daran gewöhnen und nichts Fremdartiges mehr darin erblicken. Es ist eine Frage der Zeit.“

Pauline Christmann ergänzt die Ausführungen Louise Es folgendermaßen: „Ich möchte den Unterrod ersetzten Hofenrod noch den Vorschlag beifügen, über denselben einen luftfreien Rod zu tragen, der vorne unter einer überstehenden Falte zugeknöpft ist, bei der Arbeit geöffnet und zurückgeschlagen und mit angenehmen Haden und Oesen aus dem Rücken zusammengehalten werden kann; so bleibt er während der Arbeit rein, hindert nicht und kann leicht herabgelassen werden, um den lauschigen Beintleiderrud zu vermeiden.“

Es ließe sich noch eine andere Form vorschlagen, die für Arbeitszwecke geeignet wäre. Das ist der getheilte Rod, wie er von Radfahrern häufig getragen wird. Wenn er weit geschnitten, vorn und hinten mit tief eingelagerten Falten versehen wird, geht er durchaus unauffällig aus. Im Bedarfsfall lassen sich die Stoffmassen unterhalb des Knies beintleidartig schürzen. Das Arbeiterkleid wird am besten aus zwei Theilen — aus Rod und Blouse oder Jacke — bestehen, sowohl wegen der einfacheren Herstellung, als auch wegen der leichteren Waschbarkeit. Daß das verbesserte Arbeiterinnenkleid die lose Unterbekleidung zur Voraussetzung haben muß, braucht wohl nicht erst betont zu werden. Somit wären der Hinweis wohl genug gegeben. Fassen wir die Bedingungen noch einmal in den Schlusssatz zusammen: Das Arbeiterinnen — Reformkleid muß gesundheitsgemäß, einfach herzustellen, billig, bequem anzuziehen, leicht waschbar, gefällig in der Form — kurz und gut: zweckmäßig sein.

120,000 Schulkinber sollen in Deutschland sterben. Leicht erklärlich. Wo die freie Rede so wenig geschätzt, gewöhnen sich junge Menschen leicht das Stottern an.

Ein Redner zehauptet, daß die moderne Frau raucht, spielt, trinkt und trinkt. Jemand sollte den Herrn in eine bessere Gesellschaft einführen.

Der geschätzte Leser sei hiermit darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn er in diesem Jahre seinen Geburtstag noch nicht gehabt hat, es jetzt die höchste Zeit ist.